

System, Norm und Gebrauch – drei Seiten einer Medaille? Orthographische Kompetenz und Performanz im Spannungsfeld zwischen System, Norm und Empirie

Birgit Mesch & Christina Noack (Hg.)

Thema Sprache
Wissenschaft für den Unterricht





Thema Sprache – Wissenschaft für den Unterricht

Hrsg. von Björn Rothstein

Wissenschaftlicher Beirat

Ursula Bredel (Hildesheim)

Andreas Grünewald (Bremen)

Lena Heine (Bochum)

Karin Kleppin (Bochum)

Nicole Marx (Paderborn)

Grit Mehlhorn (Leipzig)

Johannes Müller-Lancé (Mannheim)

Claudia Riemer (Bielefeld)

Dirk Siepmann (Osnabrück)

Markus Steinbach (Göttingen)

Rosemarie Tracy (Mannheim)

Thema Sprache – Wissenschaft für den Unterricht

Hrsg. von Björn Rothstein

Band 22

System, Norm und Gebrauch – drei Seiten derselben Medaille?

Orthographische Kompetenz und
Performanz im Spannungsfeld zwischen
System, Norm und Empirie

herausgegeben von
Birgit Mesch & Christina Noack



Schneider Verlag Hohengehren GmbH

Titelbild: www.istock.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem Papier (chlor- und säurefrei hergestellt).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8340-1653-9

Schneider Verlag Hohengehren, 73666 Baltmannsweiler

Homepage: www.paedagogik.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden.

© Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler 2016.

Printed in Germany. Druck: Esser Druck, Bretten

Inhaltsverzeichnis

Birgit Mesch & Christina Noack

System, Norm und Gebrauch – drei Seiten derselben Medaille?..... 1

Kristian Berg

Graphematische Variation..... 9

Dirk Betzel & Wolfgang Steinig

Wortschatz und Orthographie..... 24

Inge Blatt, Anna Prosch & Sarah Frahm

Erfassung der Rechtschreibkompetenz in der Längsschnittstudie
„Nationales Bildungspanel“: Studiendesign und -ergebnisse..... 53

Ruth Hoffmann-Erz

Bedeutung wortspezifischer Kenntnisse für den Orthographieerwerb..... 73

Melanie Bangel & Astrid Müller

Die Wortschreibung als Lerngegenstand im Schriftsprachunterricht:
Ergebnisse einer Interventionsstudie..... 96

Dennis Nikolas Pauly & Guido Nottbusch

Die Groß- und Kleinschreibung (beim Lesen) – kognitive Prozesse
und didaktische Implikationen..... 122

Gesine Esslinger

Das Komma zwischen Norm und System – zur Begründung und Konzeption
einer leserorientierten Interpunktionsdidaktik..... 146

Franziska Dauberschmidt

Die Entdeckung des (syntaktisch fundierten) Kommasystems..... 174

Kay Berkling & Uwe Reichel

Wortstruktur, Orthographie und Didaktik: Die Relevanz der Vokallänge..... 200

Wolfgang Steinig & Dirk Betzel

Handschrift und Orthographie..... 229

System, Norm und Gebrauch – drei Seiten derselben Medaille?

Birgit Mesch & Christina Noack

Am auffälligsten unterscheiden sich die Leute darin, dass die Törrichten immer wieder dieselben Fehler machen, die Gescheiten immer wieder neue. (Karl-Heinrich Waggenerl)

1. Von der Norm zur Systematik zum Usus – und zurück

Orthographie hat etwas mit Norm zu tun. Die Funktion orthographischer Normierung hatte historisch ihren Sitz u. a. in einer zersplitterten Sprachlandschaft im deutschen Föderalismus. Die zunehmende Verbreitung schriftlicher Sprache sorgte für einen Anpassungsdruck, der nach jahrhundertelangen Ausgleichsprozessen letztlich zur Vereinheitlichung und zur Standardisierung führte. Ziel der jüngsten Reformbestrebungen war vorrangig die Reduktion, Vereinfachung, und Systematisierung von Regeln. Der intendierte Verzicht auf Ausnahmen sowie der Wunsch nach mehr Übersichtlichkeit und Verständlichkeit zeugen von veränderten, geradezu didaktischen Motiven der an der Reform Beteiligten.

Angesichts eines veränderten Selbstverständnisses der Orthographie als Graphematik und angesichts der gleichzeitigen Propagierung von Vielfalt im didaktischen Diskurs stellt sich die Frage nach Notwendigkeit, Legitimation und Funktion von Normen und Normierungsprozessen aus didaktisch-wissenschaftlicher Sicht heute nochmals neu. Denn Normbestrebungen zielen mit der Entwicklung von Regelapparaten auf das Anpassen und Einhalten von Konventionen, Systembemühungen dagegen mit dem Auffinden von Regularitäten auf das Etablieren von Gesetzmäßigkeiten. Beides zieht ein unterschiedliches rechtschreibdidaktisches Selbstverständnis nach sich. Setzt man die Norm zum Maßstab rechtschreibunterrichtlicher Intervention, geht es um ein „Richtig“ oder „Falsch“ und damit um mechanisches Lernen. Erhebt man das System zum Prüfstein, nutzt man das kognitive Potenzial der Schrift und lässt den Lerngegenstand kognitiv durchdringen. Im einen Fall hat der Orthographieunterricht sein Ziel erreicht, wenn möglichst alle Schreibleistungen der Schüler/innen normkonform sind, also keine Normfehler beinhalten. Im anderen Fall war der Unterricht erfolgreich, wenn Schüler/innen regelgeleitet hypothesengenerierend und -verifizierend sukzessive Einblicke in das System erhalten, also wenig Systemfehler machen. In diesem zweiten Fall sind Fehler nicht unbedingt als Zeichen mangelnder Kompetenz zu sehen, im Gegenteil: Da die orthographische Norm der Systematik in vielen Fällen widerspricht, müssen sich Schreibende häufig entscheiden, welchem der beiden sie den Vorzug geben möchten.

Nun sind Norm und System in der Schriftsprache nie als gegensätzliche Pole im Sinne eines Entweder-Oder zu verstehen, sondern bilden vielmehr zwei wechselseitig aufeinander projizierende Realisierungsrahmen von Sprache: das „System“ als Set sprachlicher Einheiten sowie Regeln zu deren Verknüpfung, die sprecherunabhängig,

d. h. funktionell invariant (vgl. Coseriu 1979: 52ff.) sind, und die „Norm“ als von der Sprecher- bzw. Schreibergemeinschaft festgelegte Auswahl aus der Gesamtheit der möglichen Fälle. Für die Schriftsprache ergibt sich hieraus die Unterscheidung zwischen Graphematik (System) und Orthographie (verbindliche Festlegung auf eine oder auch mehrere Varianten). Neef (2005) entwickelt aus diesem Ansatz heraus systematisch Gegenüberstellungen von „graphematisch möglichen“ und „orthographisch richtigen Schreibungen“ (ebd.: 10 ff.): So werden für das Wort [va:l] neben der orthographisch korrekten, weil entsprechend kodifizierten Schreibung <Wal>, weitere graphematisch mögliche Schreibungen aufgeführt, nämlich <Wahl>, <Waal>, <Vaal> und <Vahl>, da sie alle auf dieselbe Art rekodiert werden können, wohingegen <Xngs> aufgrund bestimmter Regularitäten des deutschen Schriftsystems auch graphematisch keine mögliche Realisierung für [va:l] darstellt (ebd.: 10). Für die gesprochene Sprache fügt Coseriu in Auseinandersetzung mit der Saussure'schen Langue-Parole-Dichotomie den Begriffen Norm und System als dritten den der Rede hinzu (Coseriu 1979), als Bezeichnung für die konkret realisierte Äußerung, die immer systematischen und normativen Vorgaben (auch intrasubjektiven Normen) unterworfen ist, indem das Individuum „konkret in seiner Gemeinschaft geläufige Modelle (= Normen; B.M., C.N.) [realisiert]“ (ebd., S. 55f.). Diese Modelle müssen keineswegs standardsprachlich bzw. in sich homogen sein, sondern sind als System(e) sozialer und kultureller Auflagen beschreibbar (ebd.: 57). Diese dreifache Differenzierung von (gesprochener) Sprache in System, Norm und Rede wird von Coseriu (ebd.: 56) folgendermaßen schematisiert (s. Abbildung 1):

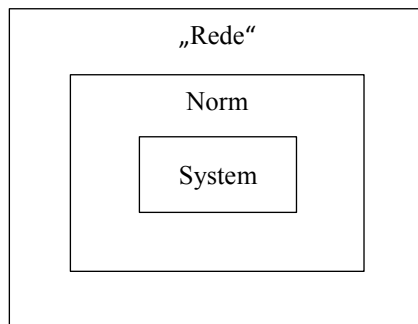


Abbildung 1: *Das Verhältnis von System, Norm und Rede in der gesprochenen Sprache nach Coseriu (1979: 56)*

Für uns stellt sich die Frage, ob diese Dreiteilung in System, Norm und Rede für die Schriftsprache ebenfalls greift. Anders als im Gesprochenen haben wir es im Geschriebenen nicht mit einer subjektiven Realisierung konkreter Merkmale zu tun, von denen die gesellschaftliche Norm Coseriu zufolge abstrahiert, indem etwa für funktionelle Oppositionen Unwesentliches eliminiert wird (vgl. ebd.). Vielmehr ist der Schreibgebrauch vordergründig gerade dadurch gekennzeichnet, dass der/die einzelne Schreiber/in in der Schreibhandlung möglichst eng der Norm verhaftet bleibt, zumal Regelverstöße – insbesondere in institutionellen Rahmen – sanktioniert werden. Im Gesprochenen dagegen gehören Abweichungen von der Norm, so sie nicht gleichzeitig das System verletzen, zum umgangssprachlich Möglichen, und entfalten ihre Wirkung nicht nur synchron, sondern auch diachron im Zuge von Sprachwandelprozessen.

Auf der anderen Seite lässt sich feststellen, dass auch die Schreibkultur wieder Abweichungen von der etablierten Norm aufweist, die Regelhaftes beinhalten, sei es individuell, sei es überindividuell. Das Internet liefert hierfür – beispielsweise mit Bezug auf das „Vorfeldkomma“ – zahlreiche Beispiele. Interessanterweise werden die Abweichungen, obwohl sie häufig sowohl norm- als auch systemwidrig sind, nicht automatisch sanktioniert, sondern können bei entsprechender Verbreitung und „regelhaftem“ Auftreten Anlass für Normveränderungen bieten wie zuletzt bei der Rechtschreibreform 1996, bei der zahlreiche Schreibweisen gegen das System, aber im Sinne des Gebrauchs neu geregelt worden sind, etwa im Bereich der Kommasetzung (Freistellung des Kommas bei satzwertigen Infinitiven: <Sein Hemd zu waschen[.] hatte er keine Lust.>), bei einzelnen Fällen von Konstantanschreibung (z. B. <belämmert>, obwohl nicht mit <Lamm> verwandt) oder bei der Groß- und Kleinschreibung (z. B. <Alt und Jung>: groß, obwohl nicht substantivisch analysierbar¹, ebenso <Rad fahren>). Im Jahre 2010 hat der Rat für deutsche Rechtschreibung auf Grundlage eigener Beobachtungen des Schreibgebrauchs an die Adresse der größten deutschen Wörterbuchverlage Duden und Wahrig Empfehlungen darüber herausgegeben, welche Schreibvarianten zu streichen bzw. neu aufzunehmen sind. Der Rat stützt sich dabei auf „Fälle, bei denen es im Schreibgebrauch zu Verschiebungen in den Präferenzen gekommen ist und die daher zur Anpassung vorgeschlagen werden.“² Schon allein die Tatsache, dass der „Rat für deutsche Rechtschreibung“ es zu seinen dezidierten Aufgaben rechnet, den Gebrauch von Schreibungen zu beobachten, weist auf ein komplexes Zusammenspiel von Norm und Gebrauch und – bei Adaption oder Verwerfung – auch auf das System hin: „Auch die Beobachtung des Gebrauchs ging von der Frage aus, wie die in dem Regelwerk von 2006 enthaltenen Regelungen angenommen würden. [...] Zudem ist es im Hinblick auf eine Beurteilung der Art der Variation nötig, auf die vorherigen orthographischen Regelungen und Üblichkeiten der Schreibung zurückzugreifen“ (Rat f. dt. RS 2010: 6).³ Für unsere Zwecke hoch relevant ist auch der Umstand, dass insbesondere der Schreibgebrauch in der Schule mithilfe einer eigens gegründeten „AG Schulischer Gebrauch“ (ebd.: 7) erfasst und beobachtet werden soll, um ein „Monitoring für Rechtschreibleistungen“ (ebd.: 26) via Instanz zu gewährleisten und „Fragen [...] nach dem Verhalten bei geänderten Schreibungen und der Akzeptanz der Variantenschreibungen“ zu beleuchten (ebd.).

Das Interessante daran wäre die Frage, welche Regelungen es sind, die eher, welche eher nicht übernommen wurden, um zu überprüfen, ob die Annahme bzw. das Ablehnen der neu eingeführten Regeln im Usus etwas mit deren (Non-)Konformität gegenüber dem System zu tun haben oder nicht; kurzum, es geht darum zu überprüfen, ob Normkonformität, Usus und System untereinander korrelieren. Wäre dies der Fall, und käme dann auch noch heraus, dass genau *die* Regeln stärker adaptiert würden, die das System stabilisieren (wie dies bspw. bei der *ss/ß*-Schreibung der Fall ist), während die das System deregulierende oder gar destabilisierende Regeln (wie bspw. bei der satzinternen Großschreibung und dort bei Fällen wie *im Weiteren* vs. *im weiteren*)

¹ Die Amtliche Regelung behandelt ein Wort dann als substantivisch und damit als groß zu schreibend, wenn es folgende Kriterien erfüllt: a) Artikelfähigkeit, b) Erweiterbarkeit durch ein Adjektivattribut, c) Kasusbestimmtheit (vgl. AR 2006 §57).

² „Empfehlungen des Rats vom Dezember 2010“ (<http://rechtschreibrat.ids-mannheim.de/download/empfehlungen2010.pdf>; letzter Abruf am 09.06.2016)

³ Rat für deutsche Rechtschreibung. Bericht über die Arbeit des Rats für deutsche Rechtschreibung von März 2006 bis Oktober 2010. (<http://rechtschreibrat.ids-mannheim.de/download/bericht2010.pdf>; letzter Abruf am 09.06.2016)

weniger im Gebrauch assimiliert würden, dann könnte man auf ein implizite Systemkenntnis der Schreibgemeinschaft schließen. Läge der Fall umgekehrt, und es würden diejenigen Normänderungen präferiert, die dem System zuwider laufen, könnte dies unter Umständen einen Systemwandel nach sich ziehen. Sprachwandelprozesse können nur über die Trias Norm, System und Gebrauch explanativ rekonstruiert werden.

Wie wir gesehen haben, reicht die einfache Unterscheidung von Norm und System also für den Bereich der Schriftlichkeit ebenso wenig aus, wie für die gesprochene Sprache. Anstelle des „Rede“-Begriffs, der wie bereits ausgeführt auf eine Anreicherung der reinen funktionalen Oppositionen mit Redundanzen abzielt, ist es für das Geschriebene sinnvoller, vom Gebrauchsbegriff, dem *Usus*, auszugehen, also von einer teilweisen Uminterpretation orthographischer Normen und Regeln und sogar Regularitäten. Denn Norm und Systemhaftigkeit spielen – so können wir annehmen – beim Schreiben stets gemeinsam eine herausragende Rolle. Anders sind all die Debatten und Kontroversen rund um die Reform von 1996 nicht erklärbar⁴. Allerdings handelt es sich beim Schreibusus auch nicht um einen um subjektive Merkmale angeereicherten, auf Grundlage einer individuellen Norm realisierten Äußerungsakt, der sich zur Norm durch die Opposition *konkret* vs. *abstrakt* verhält (vgl. Coseriu 1979: 57). Anders als die gesprochene Sprache steht die Schrift – außer im Hinblick auf das Schriftbild – nicht für individuelle Varianz zur Disposition, sondern bildet i. d. R. die Schnittstelle zwischen Norm und System bzw. fordert durch ihre Nutzer/innen Norm- und Systemadaptionen und -veränderungen ein. Leider „sitzt“ in einem nach wie vor verbreiteten präskriptiven Normverständnis die orthographische Norm dem System der Schriftsprache oftmals „auf“, zumal sie sich nicht nur teils willkürlich und selektiv auf eine Auswahl des systematischen Möglichen festlegt – gerade dort, wo das System Varianz „erlaubt“ (vgl. Mesch 2014a: 62ff.) –, sondern sich teilweise sogar systemwidrig verhält. Der *Usus* wiederum erscheint dann mit leichten Verschiebungen und je nach Fügsamkeit und „Willfähigkeit“ der Benutzer/innen stärker als Projektion der Norm oder des Systems (s. Abbildung 2):

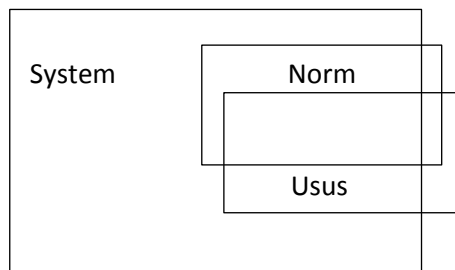


Abbildung 2: *Das Verhältnis von System, Norm und Usus in Bezug auf Schrift (Mesch/Noack in Anlehnung an Coseriu 1979: 56)*

Genau hier setzt die Verantwortung unterrichtlich induzierter Schriftsystem- und Orthographievermittlung ein, die im besten Fall zu einer „emanzipatorischen“ Haltung“ (Mesch 2016: 103; vgl. Mesch 2014b: 54f.) gegenüber und im Gebrauch von Norm und System führt.

⁴ Vgl. auch Noack 2002 zur Rolle von Norm, Usus und System in den Normierungsprozessen vor 1901.

2. Norm, System und Gebrauch im Orthographieunterricht

Die Frage, ob man der Norm oder dem System im so genannten „Orthographie“-Unterricht den Vorrang einräumt, stellt sich nicht nur im Hinblick auf die Entwicklung geeigneter Rechtschreibkonzepte und deren Evaluierung, sondern auch mit Blick auf die Modellierung des Orthographieerwerbs und damit der empirischen Messung von Kompetenzzuwachs. Je nachdem, welches orthographische bzw. schrifttheoretische Verständnis den Erhebungen zugrunde liegt, werden die Forschungsergebnisse und deren unterrichtspropädeutische Relevanz unterschiedlich zu interpretieren sein.⁵ Bezeichnenderweise wird Rechtschreibkompetenz unter *systematischen* und *normativen*, weniger unter *Gebrauchsaspekten* verstanden, so auch in den von der Kultusministerkonferenz verabschiedeten Bildungsstandards für das Fach Deutsch (BS PS 2004; BS MSA 2003). Diese unterscheiden in Bezug auf die Lerngegenstände von der Primarstufe bis zum Mittleren Schulabschluss unter normativen Gesichtspunkten zwar generell zwischen „Sprache als System“ und „Sprache im Gebrauch“, blenden dann aber die eigentlichen Performanzaspekte der Lerner/innen – wie konstruktive Fehlschreibungen, Übergeneralisierungen und andere auf Kompetenzentwicklung hindeutende Strategien – konsequent aus. Dabei gilt es unter erwerbstheoretischen als auch unter förderdiagnostischen Fragestellungen seit Längerem als Desiderat, welche kognitiven Strategien Schüler/innen im Schrift(sprach)erwerb ausbilden – und wie sich also ihr jeweiliger Lernstand performativ äußert.

Der vorliegende Band stellt aktuelle theoretische und empirische Studien vor, die zeigen, welche Rolle Norm und System für Schrift, Schriftaneignungsprozesse und deren empirischer Erfassung spielen „kann“, „soll“ und „darf“. Er zielt auf eine Ablösung des „Richtig-Falsch-Paradigmas“ konventioneller Rechtschreibmodellierung zugunsten eines Konzeptes, das Orthographie und ihren Erwerb als Systemerwerb versteht und dabei auch performative Phänomene in den Blick nimmt. Neben einem theoretischen Grundlagenbeitrag enthält der Band vorwiegend Beiträge aus der Sektion „Orthographieunterricht zwischen Norm und System“ der Jahrestagung des Symposions Deutschdidaktik in Basel 2014.

Während die Norm tendenziell auf Vereindeutigung abzielt – jeweils eine Lösung gilt als richtig, die anderen als falsch –, lässt das System oft Varianten und damit „Lösungsspielräume“ offen. **Kristian Berg** widmet sich in seinem Beitrag der Operationalisierung des Variationsbegriffs, indem er ihn auf verschiedene Teilebenen des Schriftsystems anwendet, um ihn schließlich auf die Norm zu beziehen. Auf diese Weise legt er das theoretische Fundament für eine systematische Beschreibung von Variation im Gebrauch, Voraussetzung für das Formulieren gebrauchsbasierter Normen.

Um Varianz und Norm geht es auch im Beitrag von **Dirk Betzel** und **Wolfgang Steinig**. Die Autoren gehen dem Zusammenhang von Wortschatz und Orthographie aus didaktischer Perspektive auf den Grund. Anlass dazu bot die Beobachtung, dass Grundschulkinder im diachronen Vergleich sich früher stärker an der Norm orientierten und über mehr Rechtschreibsicherheit verfügten, Kinder heute dafür höhere Wortschatzleistungen erzielen. Bei näherer Untersuchung stellt sich jedoch heraus, dass hinter den Unterschieden in der Performanz unterschiedliche sprachliche Kompetenzen stehen, indem größere lexikalische Varianz mit orthographisch korrekten Wortformen korreliert. Zudem lassen sich günstigere und ungünstigere Konstellationen

⁵ Zur Geschichte der Unterrichtskonzepte zwischen rechtschreiblicher Norm, System und Gebrauch vgl. Noack (2015).

hinsichtlich beider Parameter ausmachen, die im Zusammenhang mit sozio-ökonomischen Faktoren stehen.

Unter Norm- und Systemaspekten untersuchen **Inge Blatt, Anna Prosch und Sarah Frahm** längsschnittlich Rechtschreibleistungen von Sekundarstufenschülern/innen. Als Novum liegt dem von ihnen eingesetzten Testinstrument ein graphematisch fundiertes Kompetenzmodell zugrunde, das differentielle Einblicke in die Kompetenzstruktur und deren Veränderung im Entwicklungsverlauf der Probanden/innen erlaubt. Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass der Aufbau von Rechtschreibkompetenz am Kernbereich ansetzt und von dort zur Peripherie voranschreitet. Schwache Rechtschreibleistungen korrelieren nicht nur mit der Zunahme an Variantenschreibung, sondern auch mit fehlenden Einblicken ins System der Wortstruktur. Die bereits in der Primarstufe adaptierten Lerninhalte können schwerlich weiterentwickelt und um neue Lerninhalte erweitert werden.

Ergebnisse einer empirischen Studie über implizite Lernprozesse im Orthographieerwerb stellt **Ruth Hoffmann-Erz** vor. Im Zentrum steht die Generalisierungskompetenz, worunter die Fähigkeit zu verstehen ist, durch implizites Lernen und innere Regelbildungsprozesse aus dem System orthographisches Regelwissen abzuleiten und dieses auf unbekannte Wörter anzuwenden. Im Fokus der vorwiegend quantitativ angelegten Untersuchung steht das Phänomen der Länge- und Kürzemarkierung. Leistungen Erwachsener im Pseudowörterdiktat werden mit Leistungen von Zweit- und Viertklässlern/innen in einer Kombination aus Echt- und Pseudowortdiktat verglichen. Es zeigt sich, dass die Generalisierungskompetenz mit steigender Wortkenntnis wächst. Daraus leiten sich Implikationen für einen sprachsystematischen Rechtschreibunterricht ab.

Den Einfluss einer graphematisch orientierten didaktischen Modellierung der Wortschreibung auf die Wortschreibungskompetenz von Fünftklässlern/innen im Kernbereich untersuchten **Melanie Bangel und Astrid Müller** in ihrer Interventionsstudie. Die Intervention enthielt vorrangig Lernangebote, die den Schülern/innen Einblick in die orthographisch-morphologische Wortstruktur gaben, um deren Dekodierfähigkeit bei morphologisch komplexen Wörtern zu verbessern. Es zeigte sich, dass die systematische Heranführung an silbisch-morphologische Strukturen und die Förderung morphologischer Bewusstheit positive Effekte insbesondere auch auf die Wortschreibkompetenz schwacher Rechtschreiber/innen erzielte.

Ebenfalls an der lesepropädeutischen Funktion von Schriftstrukturen, und zwar an der Großschreibung, setzen die Experimente von **Dennis Pauly und Guido Nottbusch** an. Inspiriert von den Ergebnissen bisheriger (älterer) experimenteller Eye-tracking-Untersuchungen, die einen Nutzen der Groß- und Kleinschreibung in Bezug auf die Lesegeschwindigkeit nachwiesen, suchen die Autoren deren methodisch-technologische Schwächen zu umgehen, indem sie ein auf syntaktischem und/oder semantischem Priming beruhendes Experimentdesign entwickeln, bei dem Substantiverwartungen in Experimentalbedingungen evoziert und in Kontrollätzen unterbunden werden. Die vergleichende Untersuchung ergab, dass die Funktion der Großschreibung für das Lesen nicht per se gegeben, sondern frequenzbasiert und damit abhängig von den Auftretenshäufigkeiten der Nominalphrasenkerne ist. Die Ergebnisse sprechen für einen unterrichtlich-syntaxorientierten Zugang zur Großschreibung über das Lesen.

Ausgehend von der Kritik kasuistischer Normvorgaben zum Komma und der Einseitigkeit schreiberorientierter Konzepte zur Entwicklung der Kommasetzungskompetenz, die den Lernern weder einen Zugang über die Norm noch über das System

eröffnen, liefert **Gesine Esslinger** empirische Befunde zur Kommarezeptions- und Kommaproduktionskompetenz. Ein Abgleich beider führt sie schließlich dazu, Vorschläge für eine erfolgreichere, leserorientierte und damit funktional ausgerichtete Kommadidaktik zu entwickeln.

Auch um das Komma, jedoch verstärkt aus Schreibernperspektive, geht es im Beitrag von **Franziska Dauberschmidt**. Sie setzt ebenso wie Esslinger an der Kritik der amtlichen Norm an, die mit ihrer systemfernen Erklärungsvielfalt für das Komma und dem Rückgriff auf sogenannte „Signalwörter“ den Blick auf das im Prinzip syntaktisch fundierte Kommasystem verstellt. Ausgehend von einer qualitativen Untersuchung der Kommabegründungen von Fünftklässlern/innen setzt sich der Beitrag zum Ziel, ein in sich konsistentes und zugleich system- und entwicklungsadäquates Kommaspiralcurriculum zu entwickeln. Dies setzt an der lesesteuernden Funktion des Kommas an, ermöglicht einen syntaktischen Zugriff und orientiert sich an der Textschreibkompetenz und damit am Bedarf der Schüler/innen.

Um das rechte Verhältnis von System, Norm und Lernprogression im Schriftspracherwerb geht es im Beitrag von **Kay Berkling** und **Uwe Reichel**. Mit computerbasierten Verfahren analysieren sie Korpora von Schülertexten und stellen fest, dass die Markierung der Silbengelenkschreibung (Konsonantenverdoppelung) insbesondere im zweiten Jahrgang eine der Hauptfehlerquelle darstellt. Insofern Schrift im unmarkierten Fall Vokalgespannthheitsverhältnisse in prototypischen Trochäen codiert und dies die Voraussetzung bildet für das Verständnis markierter Vokalgespanntheit wie der Doppelkonsonanz, wäre es wünschenswert, entsprechende Erstleselehrwerke (Fibeln) berücksichtigten dies in ihrer Progression. Eine ebenfalls computerbasierte exemplarische Auswertung deckt jedoch auf, dass dies nicht der Fall ist, weshalb die Autoren ihrerseits ein entsprechendes computerbasiertes Lernprogramm entwickeln und evaluieren.

Um einen ganz anderen Zusammenhang zwischen Norm und System und damit einhergehend um ein anderes Normenverständnis mit Bezug auf Schrift geht es im Beitrag von **Wolfgang Steinig** und **Dirk Betzel**. Aus der Performanzperspektive untersuchten sie den Zusammenhang zwischen dem Einhalten eines regelmäßigen und lesbaren Schriftbildes und den Verstößen gegen orthographische Regeln bei Viertklässlern/innen. In ihrem Beitrag greifen sie neben diesbezüglich relevanten Aspekten wie der Wahl der Ausgangsschrift und der Frage nach dem Einfluss des Schriftbildes auf die Textbewertung auch die seitens der Schüler/innen vorgenommenen Textkorrekturen auf. Im Zuge einer didaktisch propagierten Fokussierung des Schreibprozesses scheinen diese, so die Beobachtung der Autoren, im Laufe der Jahre zuzunehmen. Interessanterweise stehen gerade sie gemeinsam mit dem Schriftbild in einem engen Zusammenhang mit den hervorgebrachten Rechtschreibleistungen, wie die Autoren in ihrer empirischen Untersuchung nachweisen.

Dieser Band wäre in der vorliegenden Form nicht ohne die tatkräftige Mitarbeit bestimmter Personen zustande gekommen. Danken möchten wir dem Herausgeber der Reihe „Thema Sprache – Wissenschaft für den Unterricht“, Björn Rothstein, sowie dem wissenschaftlichen Beirat, insbesondere Ursula Bredel, für zahlreiche inhaltliche Hinweise. Cathrin Friebertshäuser und Dirk Helmers gebührt unser herzlicher Dank für die unermüdliche Hilfestellung bei der Formatierung.

Literaturverzeichnis

- [AR 2006] Amtliche Regelung (2006): *Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis*; hrsg. vom Rat für deutsche Rechtschreibung. Tübingen.
- [BS PS 2004] *Bildungsstandards im Fach Deutsch für die Primarstufe*. Hrsg. von der Kultusministerkonferenz, Beschluss v. 15.10.2004.
- [BS MSA 2003] *Bildungsstandards im Fach Deutsch für den Mittleren Schulabschluss*. Hrsg. von der Kultusministerkonferenz, Beschluss v. 04.12.2003.
- Coseriu, E. (1979): System, Norm und ‚Rede‘. In: Petersen, U. (Hrsg.): *Sprache – Strukturen und Funktionen*. Tübingen: Narr, 45-59.
- Mesch, B. (2014a): „Spatium oder nicht?“ – ist das hier die Frage? Zum Umgang mit Schreibvarianz. In: Bredel, U. & Schmellentin, C. (Hrsg.): *Welche Grammatik braucht der Grammatikunterricht?* Baltmannsweiler: Schneider, 47-67.
- Mesch, B. (2014b): „Richtig oder falsch – oder keins von beidem? *Praxis Deutsch* 41,248. 54-59.
- Mesch, B. (2016): Schrift als System anerkennen – Zur schrifttheoretischen Basis einer didaktisch begründeten Modellierung der Orthographie. In: Kruse, N. & Reichardt, A. (Hrsg.): *Wie viel Rechtschreibung brauchen Grundschulkinder? Positionen und Perspektiven zum Rechtschreibunterricht in der Grundschule*. Berlin: Erich Schmidt, 99-110.
- Neef, M. (2005): *Die Graphematik des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Noack, C. (2002): Die Kodifizierung orthographischer Regularitäten seit Adelung und ihre Aufnahme in die Schulpraxis. In: Röber-Siekmeyer, C. & Tophinke, D. (Hrsg.): *Schrifterwerbskonzepte zwischen Sprachwissenschaft und Pädagogik*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 83-97 (Diskussionsforum Deutsch, Bd. 9).
- Noack, C. (2015): Geschichte des Lesen- und Schreibenlernens in Deutschland von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. In: Röber, C. & Olfert, H. (Hrsg.): *Schriftsprach- und Orthographieerwerb: Erstlesen, Erstschreiben*. Baltmannsweiler: Hohengehren, 30-54.

Graphematische Variation

Kristian Berg

Fehlerhafte Schreibungen sind immer nur fehlerhaft bezüglich einer Norm, das ist trivial. Will man neutraler – und in einem gewissen Sinne unabhängiger – über abweichende Schreibungen sprechen, so bietet sich der Begriff der *Variation* an. Bestimmte Schreibungen treten in mehreren Varianten auf. Dass einige von ihnen normativ sanktioniert sind, ist eine nachgeordnete Feststellung. Als solche kann sie den Blick verstellen auf regelmäßig vorkommende, aber nicht normgerechte Schreibungen.

Doch was sind Varianten genau, wie kann und sollte der Begriff definiert und operationalisiert werden? Diese Frage wird geklärt, indem das Konzept systematisch auf verschiedene Teilebenen der Grammatik angewendet wird. Auf diese Weise werden Zusammenhänge zwischen zunächst disparat scheinenden Phänomenbereichen sichtbar: Synonymie, Homographievermeidung, Stammkonstanz – sie alle lassen sich als Spielarten von Variation fassen.

In einem nächsten Schritt wird der Begriff der Variation wieder auf die Norm bezogen. Es wird für eine analytische Trennung von Usus und Norm plädiert. Will man das Schriftsystem z. B. des geschriebenen Standarddeutschen untersuchen, so sollte diese Beschreibung im Gebrauch kompetenter Schreiber/innen fundiert sein, nicht in Paraphrasierungen der kodifizierten Norm.

1. Einleitung

Norm und System sind die beiden theoretischen Begriffe, zwischen denen das Feld dieses Sammelbands aufgespannt ist. Will man das Verhältnis der beiden beleuchten, kommt man nur schwer ohne das Konzept der graphematischen Variation aus. Anders kann bspw. kaum erfasst werden, dass es sich bei Schreibungen wie <Photo> und <Foto> um Realisierungen eines Lexems handelt, die sich nur in ihrer graphematischen Struktur voneinander unterscheiden. Das Beispiel scheint trivial – es wird aber sehr schnell schwieriger, wenn es um anders gelagerte Fälle geht. Sind <kalt stellen>/<kaltstellen> Schreibvarianten? Was ist mit <radfahren>/<Rad fahren>? Ganz anders, aber trotzdem einschlägig sind außerdem Fälle wie <Lid>/<Lied>. Sollen sie ebenfalls als Varianten bezeichnet werden? An der Beantwortung dieser Fragen hängt die konkrete Definition des jeweils verwendeten Variationsbegriffs – und dieser bestimmt unter anderem, wie die kodifizierte Norm organisiert und expliziert wird. Welche Formen werden bspw. gemeinsam, welche werden separat behandelt?

Tatsächlich wird der Variationsbegriff in der Schriftlinguistik heterogen und teilweise inkompatibel verwendet, wie Mesch (2014) feststellt. Das Ziel dieses Beitrags ist daher, die Unterschiede der verschiedenen Verwendungsweisen nachzuvollziehen und einen operationalisierbaren Variationsbegriff zu entwickeln.

Ein solcher Variationsbegriff ist zum einen wichtig, wenn es um die Beschreibung des Schriftsystems geht. Diese Beschreibung sollte – wie die Beschreibung anderer linguistischer Teilsysteme auch – empirisch fundiert sein, d. h. ihre Basis im Gebrauch kompetenter Schreiber/innen haben. In diesem Gebrauch ist mit Variation zu rechnen, und diese Variation ist adäquat zu erfassen und an systemlinguistische und/oder sozio-linguistische Determinanten zu binden. Die Norm (hier zunächst verstanden als externe orthographische Normierung in Form von Regeln und Wörterverzeichnissen, s. Abschnitt 4) kann dabei aus zwei Gründen nicht helfen: Zum einen darf die Norm nicht in die Beschreibung des Systems eingehen. Das System wird aus dem Usus gewonnen, es ist verdichteter, gleichsam destillierter Gebrauch. Dass bestimmte Schreibungen von der Norm abweichen (z. B. *<Hinderniss>, *<Fluß>, *<lebens froh>) ist für die Beschreibung des Systems irrelevant. In einem zweiten Schritt können System und Norm dann zueinander in Beziehung gesetzt und verglichen werden. Gerade dafür ist eine strikte analytische Trennung aber unabdingbar.

Doch auch aus einer anderen Perspektive ist die Norm bei der Beschreibung von Variation nicht hilfreich: Schreibungen, die von der Norm abweichen, können trotzdem regelhafte Züge aufweisen. Bezüglich der Norm sind etwa die Kommas in den folgenden Belegen¹ fehlerhaft:

- (1) a. Auf ihre Frage, vergleicht der Offizier die Dörr'sche Gärtnerei mit dem heimischen Garten [...]
- b. Im Gegensatz zu dem Ich in Faserland, stand der Erzähler des Reisetagebuches im Berufsleben.
- c. Vor allem das verwendete Motiv am Ende des Auszugs, macht noch mal deutlich, wie auswegslos die Liebe bzw. Beziehung der beiden ist [...]

Diese Kommatierungen (und viele ähnliche) entsprechen nicht der gültigen Schriftnorm – diese Aussage ist aber trivial. Interessanter und relevanter ist die Beobachtung, dass jeweils Konstituenten der gleichen Art abgetrennt werden, und zwar das Vorfeld von Verb-Zweit-Sätzen (unterstrichen in (1)). Im – in Hinblick auf die Norm – Fehlerhaften lassen sich also Regularitäten finden, und diese können mit dem Begriff der Variation erfasst werden: Das Vorfeld eines Satzes wird zum Teil mit Komma abgetrennt, zum Teil nicht. Die spannenden Fragen sind nun: Wie häufig ist eine solche Kommasetzung? Wovon hängt sie ab, von der Länge oder Komplexität des Vorfelds? Lässt sich diachron eine Zunahme nachweisen?

¹ Die Belege stammen alle aus Abiturklausuren im Fach Deutsch aus dem Jahr 2013. Sie wurden an einem nordwestdeutschen Gymnasium geschrieben.

Nicht nur für die Klärung des Verhältnisses von Norm und System oder zum Beschreiben von Regularitäten nicht-normkonformer Schreibungen ist das Konzept der Variation wichtig – mittlerweile wird sprachliche Variation allgemein als zentraler Erklärungsgegenstand der Linguistik angesehen (vgl. z. B. Adger/Trousdale 2007: 274; Labov 2004: 6).

Der folgende Abschnitt gibt zunächst einen groben Überblick über die verschiedenen Verwendungsweisen des Begriffs der graphematischen Variation (2.). Auf dieser Grundlage wird eine systematische Klassifikation möglicher Variationsdimensionen vorgenommen (3.). Der so entwickelte Variationsbegriff wird dem Normbegriff gegenübergestellt (4.), bevor die Erkenntnisse im Fazit diskutiert werden (5.).

2. Die Heterogenität des graphematischen Variationsbegriffs

Mesch (2014: 49) weist darauf hin, dass die Variationsbegriffe, die in der Schriftlinguistik verwendet werden, heterogen und teilweise inkompatibel sind. Jacobs (2007) und Gallmann (2004) verwenden den Begriff beispielsweise anders als Eisenberg (2009).

Jacobs (2007) unterscheidet vier Arten von graphematischer Variation. Relevant sind hier vor allem die *freie* und die *disambiguierende Variation*. Als freie Variation bezeichnet Jacobs (ebd.) in Anlehnung an den klassischen Strukturalismus solche Paare von Ausdrücken, die sich ausschließlich auf der graphematischen Ebene unterscheiden, nicht aber in ihrer Lautfolge, ihrer Bedeutung oder ihrer morphosyntaktischen Struktur. Ein ganzer Bereich, der diese Variation zeigt, ist die Fremdwortschreibung (vgl. z. B. <Foto>/<Photo>), aber auch in der Kommasetzung finden sich einschlägige Beispiele (z. B. das Komma bei erweiterten Infinitiven wie <Ich hoffe ihn morgen zu sehen> vs. <Ich hoffe, ihn morgen zu sehen>).

Unter den Begriff der disambiguierenden Variation fallen bei Jacobs (ebd.) demgegenüber solche Paare von Ausdrücken, die sich in ihrer graphematischen Struktur und in ihrer Bedeutung unterscheiden, nicht aber in der Segmentfolge der Lautstruktur. Jacobs illustriert diesen Typ auf der Wortebene mit dem Paar <Mohr>/<Moor>: Hier wird die Homophonie der Lautfolge [mo:v] graphematisch aufgelöst; jedes Lexem hat trotz homophoner Formen eine distinkte graphematische Form. Auf der Satzebene ist Jacobs Beispiel <Ich rate ihm, schnell zu helfen>/<Ich rate, ihm schnell zu helfen>. Auch hier werden zwei Ausdrücke, deren Lautstruktur dieselbe Segmentfolge aufweist, graphematisch differenziert (dass sich die Ausdrücke sehr wohl prosodisch unterscheiden, fällt bei Jacobs nicht ins Gewicht).

Implizit verwendet auch Gallmann (2004) diesen Begriff von graphematischer Variation, wenn er (unter der Überschrift „Sachbedingte Varianz“²) als ein Beispiel <kalt stellen>/<kaltstellen> (in wörtlicher/metaphorischer Bedeutung) verwendet: „Er hat den Minister kaltgestellt [...] Er hat den Kühlschrank kalt gestellt“ (ebd.: 40).

² Die Begriffe *Varianz* und *Variation* werden in den einschlägigen Arbeiten synonym verwendet.

Auch hier unterscheiden sich die Ausdrücke graphematisch und hinsichtlich ihrer Bedeutung, nicht aber in ihrer Lautfolge.

Demgegenüber weist Eisenberg (2009: 19) darauf hin, dass es sich nicht um Variation handelt, wenn Bedeutungen differenziert werden. Objektsprädikative z. B. können zum Teil getrennt und zusammengeschrieben werden (wie <glatt hobeln>/<glatthobeln>); die Schreibungen unterscheiden sich aber auch in ihrer Bedeutung. Im ersten Fall ist das Resultat der Verbhandlung ein glattes Objekt, im zweiten ein glattgehobeltes. Für Eisenberg sind nur Formen mit gleicher Bedeutung Varianten – im Fall von <glatt hobeln>/<glatthobeln> variiert die Bedeutung mit der graphematischen Form.

Offenbar haben wir es hier mit unterschiedlichen Konzepten von Variation zu tun. Man kann sie in erster Näherung grob als linguistisch und alltagssprachlich klassifizieren. Linguistisch hat der Begriff seinen Ursprung im klassischen europäischen und amerikanischen Strukturalismus, wo er zunächst zur Beschreibung von Allo-Relationen dient (zum Teil, bevor Letztere so bezeichnet wurden). So sind Allophone Varianten eines Phonems und Allomorphe Varianten eines Morphems. Diese Relationen werden nach der Distribution der Elemente weiter untergliedert in komplementäre Distribution (oder Variation) und freie Variation.³ Komplementär verteilte Varianten (auch: kombinatorische Varianten) kommen in jeweils exklusiven Umgebungen vor. Ein Beispiel für komplementär verteilte Varianten im Deutschen ist das Paar [ç]/[x], dessen Phone nicht in derselben Umgebung auftreten. Beide werden meist als Instanzen eines Phonems /ç/ aufgefasst. Welche Variante tatsächlich realisiert wird, hängt vom phonologischen Kontext ab.

Freie Varianten sind hingegen nicht über den Kontext determiniert. Sie haben dieselbe (oder eine teilweise überlappende) Verteilung. Im Deutschen sind das z. B. die Allophone [ʁ], [r], [ʀ] und [ʁ̥], die dem Phonem /r/ zugeordnet werden. Hier hat der Kontext nur einen geringen Einfluss auf das Auftreten einer Variante (vgl. Wiese 2003).

Was ist nun die Bedingung dafür, dass bestimmte Elemente als linguistische Varianten klassifiziert werden? Im Strukturalismus ist das Funktionsäquivalenz – die fraglichen Einheiten müssen dieselbe Funktion im Sprachsystem erfüllen (Lyons 1968: 72f; Coseriu 1988: 174). Dabei ist zu beachten, dass Phoneme und Morpheme unterschiedliche Funktionen haben: Phoneme differenzieren Bedeutungen (so z. B. Swadesh 1934), während Morpheme Bedeutungen „tragen“ (so z. B. Harris 1942; Nida 1948). Zum Teil wird die bedeutungstragende Funktion von Morphemen über den Umweg ihrer Distribution operationalisiert (so z. B. Hockett 1947 u. a.). Der Bezug auf die Funktion sprachlicher Einheiten bei der Ermittlung von Varianten ist grundlegend und wird uns noch beschäftigen, wenn es um graphematische Variation geht.

³ Zum Teil findet sich (besonders im amerikanischen Strukturalismus) auch der synonym gebrauchte Begriff *Alternation* anstatt Variation (vgl. z. B. Bloomfield 1926; Harris 1942; Hockett 1947). Für die nicht kontextuell gebundenen Allophone wird allerdings auch in diesem Fall meist der Begriff der freien Variation verwendet.

Alltagssprachlich hingegen bedeutet *Variation* „das Variieren; Veränderung, Abwandlung; das Variierte, Abgewandelte“ (Duden 2003: 68); und die *Variante* ist analog definiert als „leicht veränderte Art, Form von etwas; Abwandlung, Abart, Spielart“ (ebd.). Zwei Varianten eines Kleides sind erst einmal formal ähnlich; sie unterscheiden sich vielleicht in der Farbgebung oder in Details des Schnitts. Der Bezug auf eine abstrakte Invariante ist alltagssprachlich nicht primär ausschlaggebend. Man könnte das Kriterium für alltagssprachliche Variation daher mit Klein (2003) als „formseitige Teilidentität“ bezeichnen.

Alltagssprachlich liegen die Bezüge also anders als in der linguistischen Begriffsbildung. Notwendige Bedingung ist zwar in beiden Fällen ein formaler Unterschied zwischen zwei oder mehr Formen. Alltagssprachlich ist aber darüber hinaus entscheidend, dass der formseitige Unterschied minimal ist, während linguistisch die Zuordnung zur selben Funktion notwendig ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang nun folgende Beobachtung: Wenn Variation alltagssprachlich verwendet wird – etwa in den Formpaaren <substantiell>/<substanziell>, <Rad fahren>/<radfahren>, <kalt stellen>/<kaltstellen> –, dann unterscheiden sich die Formpaare zwar minimal voneinander. Aber nicht jeder minimale Unterschied würde von den jeweiligen Autoren vermutlich als Variante in diesem Sinne klassifiziert werden. So unterscheiden sich <denken>/<lenken> nur in der An-/Abwesenheit des Halbkreises beim ersten Buchstaben und <sieh>/<sich> nur in der An-/Abwesenheit des Querstrichs beim dritten Buchstaben.

Es geht offenbar vor allem um Unterschiede in der Groß- und Kleinschreibung (z. B. <im allgemeinen>/<im Allgemeinen>), der Getrennt- und Zusammenschreibung (z. B. <freisprechen>/<frei sprechen>) sowie um mehrdeutige Graphem-Phonem-Korrespondenzen (z. B. <Foto>/<Photo>), also um sehr spezielle minimale Formunterschiede – nämlich um solche, die mit derselben Phonemfolge korrespondieren (Jacobs 2007 macht das ja auch explizit). Damit ist die alltagssprachliche Definition durchaus auf die linguistische übertragbar: Es muss lediglich angenommen werden, dass die Funktion von schriftlichen Strukturen die Abbildung von Phonemfolgen sei. Ein Argument für diese Annahme ist, dass bspw. <kaltstellen>/<kalt stellen> alltagssprachlich als Varianten klassifiziert werden. Das zeigt, dass sich dieses Verständnis von Variation nicht allein auf die Bedeutungsseite der Zeichen bezieht.⁴ Die Varianten <substantiell> und <substanziell> haben dann dieselbe Funktion – sie korrespondieren mit derselben Phonemfolge – und sind damit invariant auf der phonologischen Ebene. Der Bedeutungsunterschied der linguistischen und der alltagssprachlichen Verwendung des Begriffs kann also auch als Unterschied in der Funktion verstanden werden, die der Schrift zugesprochen wird. Die beiden Positionen sind seit den Auseinandersetzungen der Dependenz- und Autonomie-theoretiker hinlänglich bekannt (vgl. für eine Zusammenfassung der Diskussion Enderle 2006).

⁴ Dass sich auch das alltagssprachliche Verständnis *teilweise* auf die Bedeutungsseite bezieht, wird wiederum sichtbar in der Tatsache, dass Paare wie <Lid>/<Lied> meist nicht als Varianten bezeichnet werden.

Welcher Position ist nun der Vorzug zu geben – was ist die Funktion der Schrift? Die Antwort ist, dass die Schrift beide Funktionen potentiell erfüllt (vgl. für eine psycholinguistische Modellierung z. B. Coltheart et al. 2001). Es lohnt sich an dieser Stelle, verschiedene Arten von Variation systematisch durchzuspielen, um zu zeigen, dass sowohl Invarianz der phonologischen Struktur als auch der Bedeutung konstitutiv für einen linguistisch fundierten Begriff der graphematischen Variation sind.

3. Dimensionen der Variation

Im Folgenden wird von der unkontroversen Annahme ausgegangen, dass sprachliche Strukturen in Teilstrukturen zerlegbar sind (vgl. z. B. Culicover/Jackendoff 2005; Jacobs 2007). Jeder sprachliche Ausdruck besteht aus einer graphematischen Struktur (GS), einer phonologischen Struktur (PS), einer Bedeutungsstruktur (BS) sowie einer kategorialen Struktur (KS) (vgl. Jacobs 2007).⁵ Erläuterungsbedürftig ist die kategoriale Struktur: Sie enthält die morphologische bzw. syntaktische Konstituentenstruktur des Ausdrucks mitsamt den relevanten Formmerkmalen. So kann der Ausdruck *Lied* als Summe der folgenden, teilweise autonomen Teilstrukturen gedacht werden:

- (2) Graphematische Struktur: <Lied>
 Phonologische Struktur: /‘li:t/
 Bedeutungsstruktur: ‚Lied‘
 Kategoriale Struktur: {SBST, NEUT}...

Variation kann nun prinzipiell auf jeder der vier Ebenen bestehen – zwei (oder mehr) sprachliche Ausdrücke können sich z. B. ausschließlich in der graphematischen Struktur unterscheiden, oder in der graphematischen und der phonologischen Struktur, oder in allen Strukturen außer der graphematischen usw. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die acht logisch möglichen Kombinationen graphematischer Variation mit Variation (oder Invariation) der drei übrigen Ebenen. Graphematische Invariation ist hier nicht relevant, deswegen sind diese Fälle nicht mit aufgeführt.

⁵ Jacobs (2007) verwendet im Unterschied zur oben vorgeschlagenen Klassifizierung statt der graphematischen und der phonologischen Struktur die Begriffe „graphische Struktur“ und „Lautstruktur“. Das impliziert auch Variation auf der graphischen bzw. phonetischen Ebene. Diese Variation wird im Folgenden ignoriert (wie es übrigens auch Jacobs 2007 selbst tut).

Typ	GS	PS	BS	KS	Beispiel
a	+	+	+	+	<Bier> ⁶ /<>radfahren>
b	+	+	+	-	<Mann>{SBST, MASK}/ <Rand>{SBST, MASK}
c	+	+	-	+	<Stockwerk>{SBST, NEUT}/ <Etag>{SBST, FEM}; <Mann>/<männ+lich>
d	+	+	-	-	<Apfelsine>/<Orange>; <Kind+es>/<Kind+s>
e	+	-	+	+	<hohl>{ADJ}/<hol>{VB}; <glatt hobeln>/<glatthobeln>
f	+	-	+	-	<Lied>{SBST, NEUT}/<Lid>{SBST, NEUT}
g	+	-	-	+	<Milch>/<-milch>; <Eisen verarbeitend>/<eisenverarbeitend>
h	+	-	-	-	<Foto>/<Photo>

Tabelle 1: *Variation der graphematischen Struktur (GS) systematisch kombiniert mit Variation (+) bzw. Invariation (-) der phonologischen Struktur (PS), der Bedeutungsstruktur (BS) sowie der kategorialen Struktur (KS); jeder Typ ist mit Beispielen belegt.*

Die Typen a und b sind der Regelfall in der Sprache und für uns uninteressant: Einer Differenz in der lexikalischen Bedeutung entspricht eine formale Differenz, und zwar graphematisch und phonologisch. Der Unterschied betrifft die kategoriale Struktur; sie variiert in Typ a, nicht aber in Typ b (s. auch Fn. 5).

Unter die Typen c und d fällt der Sonderfall der Synonymie. Echte Synonyme sind (zumindest was Wörter betrifft) sprachübergreifend extrem selten (vgl. z. B. Ullmann 1951: 108). Die Verteilung der meisten potentiellen Synonyme ist diatopisch (*Samstag/Sonabend*), diastratisch/diaphasisch (*kommunizieren/reden*) oder diachron (*füsiliere/erschießen*) bedingt; nach Abzug dieser Fälle bleiben nur einige wenige übrig (evtl. *Apfelsine/Orange*), die tatsächlich frei variieren. Die Typen unterscheiden sich wiederum darin, ob die kategoriale Struktur variiert (Typ c) oder nicht (Typ d). Variation vom Typ c ist sicherlich häufiger und enthält Fälle, die auf den ersten Blick keine Synonyme im engeren Sinne sind: Hierunter fallen Formen wie bspw. *Mann/männ+lich*, bei denen der Stamm regelmäßig alterniert. Die Formen unterscheiden sich graphematisch, phonologisch und kategorial. Im Unterschied zu Synonymen im engeren Sinne wie *Apfelsine/Orange* ist aber die Stammalternation nicht frei, sondern komplementär verteilt: Als freies Substantiv tritt nur *Mann* auf (**Männ*), als Basis von *-lich*-Ableitungen nur *männ* (**mannlich*).

⁶ Wie oben eingeführt, besteht jeder Ausdruck aus vier Teilstrukturen, also bspw. <Bier>, /bi:ɐ/, {SBST, NEUT...}, ‚Bier‘. In Tabelle 1 werden aus Gründen der Übersichtlichkeit nur die graphematischen Formen angegeben, zum Teil ergänzt durch Angaben zur kategorialen Struktur.

Ebenfalls unter Typ d fällt die Variation von Flexionssuffixen (*des Kind+es/des Kind+s*). Hier variieren wie bei den Synonymen *Apfelsine/Orange* die graphematische und die phonologische Struktur. Die Bedeutungsstruktur und die kategoriale Struktur sind hingegen invariant.

Die Typen e und f umfassen Fälle, die häufig unter „Homographievermeidung“ (auch lexikalisches/semantisches Prinzip, vgl. Rahnenführer 1980; Augst 1981) gefasst werden („disambiguierende Varianten“ bei Jacobs 2007). Zwei unterschiedliche lexikalische Bedeutungen werden phonologisch gleich realisiert, graphematisch aber differenziert. Auch hier ist (wie bei den Synonym-Typen c und d) Typ e mit varianter kategorialer Struktur (*hohl/hol*) sicherlich häufiger als Typ f, bei dem die Varianten auch in Wortkategorie und Struktur übereinstimmen (*Lied/Lid*). Es gibt eine Vielzahl von Fällen, in denen Wortformen unterschiedlicher Wortarten und/oder Flexionskategorien phonologisch zusammenfallen, aber graphematisch unterschieden werden (*bunt/Bund*, *hemmt/Hemd*, *kannte/Kante* u.v.m.). In all diesen Fällen sind die unterschiedlichen Schreibungen aber unabhängig durch allgemeinere phonographische und morpho-graphematische Prinzipien zu beschreiben (z. B. die Verschriftung von Silbengelenken mit Doppelkonsonant und die konstante Verschriftung von Stämmen im Deutschen). Entscheidend ist, dass Formpaare vom Typ f eben nicht systematisch differenziert werden – wenn es ein Heterographieprinzip im Deutschen gäbe, müsste es genau hier sichtbar werden. Ein solches Prinzip ist also im Deutschen nicht strukturbildend (vgl. auch Eisenberg 2013: 316f.).

Bei Typ g variiert neben der graphematischen nur die kategoriale Struktur („konstruktionsbedingte Varianten“ bei Jacobs 2007); derselbe Ausdruck (*Milch*) ist in unterschiedliche Strukturen eingebettet, einmal als freies Lexem, einmal als Zweitglied eines Kompositums. Dieser Typ ist vergleichbar mit Typ c (*Mann/Männ-*): Auch hier kovariert die graphematische Struktur mit der kategorialen Struktur. Der Unterschied ist lediglich, dass in Typ c auch die phonologische Struktur variiert. Wie bei Typ c ist auch hier die Wahl der graphematischen Variante nicht frei, sondern komplementär verteilt – eben in Abhängigkeit von der Konstruktion. Unter diesen Typ fallen wohl auch viele Problemfälle der Getrennt- und Zusammenschreibung. Im Beispiel <Eisen verarbeitend>/<eisenverarbeitend> etwa korreliert der Unterschied in der graphematischen Struktur mit einem Unterschied in der kategorialen Struktur: Im ersten Fall muss <Eisen> als Objekt syntaktisch interpretiert werden, im zweiten Fall als inkorporiertes Substantiv wortbildungsmorphologisch. Dass die graphematische Struktur hier den einzigen Hinweis auf die kategoriale Struktur liefert, ist dabei nebensächlich.

Unter Typ h fällt schließlich die rein graphematische Variation, die auch als freie Variation bezeichnet werden kann (so auch bei Jacobs 2007). Eine konstante Bedeutungsstruktur mit einer konstanten phonologischen Struktur und einer konstanten kategorialen Struktur hat mehr als eine graphematische Form. Dieser Typ umfasst die von Eisenberg (2009) vermuteten Fremdwortschreibungen, die langsam integriert werden; Univerbierungsprozesse hingegen fallen unter Typ g.

Die acht oben vorgestellten Variationstypen unterscheiden sich, was die jeweiligen Varianten und Invarianten betrifft, z. T. erheblich voneinander. Eine Vermi-

schung führt zu begrifflicher Unschärfe. Zwar ist in allen Typen graphematische Variation zu finden; in Typ h ist sie aber exklusiv graphematisch, während sie in den anderen beiden Typen mit Variation der phonologischen Struktur (Typ b-d), der Bedeutungsstruktur (Typ b, e, f) sowie der kategorialen Struktur (Typ c, e, g) korreliert. In Typ a gibt es keine Invariante – und damit auch kein Kriterium für die Klassifikation als Variation. Typ h wird im Folgenden auch als *graphematische Variation im engeren Sinne* bezeichnet und die Typen b-g als *graphematische Variation im weiteren Sinne*.⁷

Graphematische Variation im engeren Sinn: Zwei oder mehr sprachliche Ausdrücke sind graphematische Varianten im engeren Sinn genau dann, wenn sie a) auf der graphematischen Ebene variieren und b) invariant sind auf der Ebene der phonologischen Struktur, der Bedeutungsstruktur sowie der kategorialen Struktur.

Graphematische Variation im weiteren Sinn: Zwei oder mehr sprachliche Ausdrücke sind graphematische Varianten im weiteren Sinn genau dann, wenn sie a) auf der graphematischen Ebene variieren und b) invariant sind auf mindestens einer und höchstens zwei der anderen Ebenen (phonologische Struktur, Bedeutungsstruktur, kategoriale Struktur).

Für die acht Variationstypen wurde ein struktureller Variationsbegriff zugrunde gelegt. Als potentielle Funktion graphematischer Einheiten wurde sowohl die Referenz zur Bedeutungsstruktur wie zur phonologischen Struktur angesetzt. Auf dieser Grundlage wurde die obige Gliederung erarbeitet. Der alltagssprachliche Variationsbegriff, dessen Bedingung formseitige Teilidentität ist, kann nun als Heuristik für die Ermittlung von graphematischer Variation im engeren Sinne dienen. Dieser Variationstyp zeichnet sich wie gesagt dadurch aus, dass nur die graphematische Struktur variiert; alle anderen Strukturen sind invariant. Wenn zwei formseitig teilidentische Ausdrücke auf dieselbe phonologische Struktur verweisen, dann sind sie Kandidaten für Variation vom Typ h; es muss noch die Variation auf der Ebene der Bedeutungsstruktur und der kategorialen Struktur untersucht werden, um die Zugehörigkeit zu diesem Typ endgültig zu bestimmen. Umgekehrt kann es sich nicht um Variation dieses Typs handeln, wenn auf zwei unterschiedliche phonologische Strukturen verwiesen wird.

Es gibt nun bestimmte Mengen von Formen, für die der Zusammenfall der phonologischen Strukturen sehr wahrscheinlich ist, und zwar (mindestens) a) nicht-eindeutige Phonem-Graphem-Korrespondenzen (z. B. /f/ → <f>, <ph>); b) die Groß- und Kleinschreibung sowie c) die Getrennt- und Zusammenschreibung. Unterscheiden sich Mengen graphematischer Strukturen nur in diesen Dimensionen, so kann daher von *potentiellen freien Varianten* gesprochen werden – und zwar so lange, bis die

⁷ Auf den ersten Blick mag es überflüssig erscheinen, auch Variation vom Typ b unter den weiten graphematischen Variationsbegriff zu fassen. Auf der Wortebene ist das nachvollziehbar; auf der Satzebene kann mit Variation dieses Typs aber eine invariante (morpho-)syntaktische Struktur bei variabler lexikalischer Füllung erfasst werden, z. B. *Ich höre, dass Peter schnarcht/Ich hoffe, dass Emmy schläft*.

Variation auf den anderen drei Ebenen überprüft ist. Auf diese Weise kann der Unterschied zwischen den beiden Bedeutungen von „Variante“ – der alltagssprachlichen und der linguistischen – überbrückt werden; mehr noch, er wird methodisch nutzbar gemacht.

Ein methodisches Problem bei der Erhebung der Variation ist, dass unter den hier einschlägigen Typ h auch viele Performanzfehler fallen. Damit sind in erster Näherung solche Schreibungen gemeint, die Schreiber/innen selbst als Fehler beurteilen würden (vgl. auch für eine ähnliche Definition des phonologischen Fehlers Fay/Cutler 1977; Zwicky 1979). Das ist natürlich als Kriterium schwer zu operationalisieren. Ein Indiz für diese Schreibungen ist aber, dass sie als intraindividuelle Varianten existieren: Performanzfehler sind nicht lexembunden, daher sollte es für einzelne Lexeme bei einzelnen Schreibern/innen Variation geben. Die Ausgrenzung der Performanzfehler aus der Variation ist mühsam, aber keineswegs ein spezifisches Problem der Schriftsprachforschung. Es tritt überall dort auf, wo sprachliche Äußerungen erhoben werden, anstatt mit introspektiven Daten zu arbeiten.

Eine bestimmte Art von Fehlern, die üblicherweise unter Performanzfehler fällt, kann nach der vorgeschlagenen Definition allerdings nicht unter graphematische Variation im engeren Sinne fallen: Schreibungen, die nicht auf dieselbe phonologische Struktur verweisen, können keine Varianten im engeren Sinne sein. Das betrifft u. a. Wiederholungen von graphematischem Material (<Emotionen>/<Emotioionen>), Auslassungen (<Emotionen>/<Emotonen>) sowie Abbrüche (<Emotionen>/<Emotione>). In all diesen Fällen ist die intendierte phonologische Struktur wohl /emot͡ʃiːnən/; die über Phonem-Graphem-Korrespondenzen rekonstruierbare Struktur ist aber eine andere, und nur diese ist operationalisierbar.

Parallel dazu fallen auch Paare wie <des Autors>/<des Autoren> nicht unter graphematische Variation im engeren Sinn. Das ist einleuchtend, denn es handelt sich um morphologische Variation. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sowohl die graphematische als auch die phonologische Struktur kovariieren, die anderen beiden Ebenen aber invariant bleiben. Außerdem muss die Variation morphologisch relevante Kategorien betreffen (vgl. Neef 2009: 120ff.). Das betrifft einerseits wie im o.a. Beispiel Affixe; andererseits ist aber auch Variation bei morphologischen Prozessen erwartbar, die den Stamm modifizieren (z. B. <Baum>/<Bäume>).

Die oben präsentierten Typen graphematischer Variation beziehen sich auf die Morphem- bzw. Wortebene; einige Beispiele reichen darüber hinaus, indem eine der Varianten ein Syntagma ist. Ungeklärt ist bis jetzt die Frage, wie Variation auf der Ebene der Syntax gefasst werden kann. Das Problem ist, dass es „keine der Phonologie oder Morphologie analogen ‚emischen‘ Elemente gibt“ (Adli 2004: 21). Während das Kriterium der invarianten Bedeutungsstruktur für Lexeme und Syntagmen noch operationalisierbar ist, gilt das für die Syntax nicht. Verfügen etwa Aktiv-Passiv-Paare über dieselbe Bedeutungsstruktur, wie das in der frühen generativen Grammatik angenommen wurde (vgl. Eisenberg 2009)? Adli (2004: 20ff.) weist in diesem Zusammenhang auf die Heterogenität der bislang vorgeschlagenen Definitionskriterien für syntaktische Varianten hin.

Für graphematische Variation im engeren Sinne ist das kein Problem. Hier sind – wie oben dargelegt – nur solche Strukturen überhaupt *potentielle freie Varianten*, die

über dieselbe phonologische Struktur verfügen. Damit sind Einfügungen, Tilgungen, Umstellungen und Ersetzungen von lexikalischem Material automatisch keine Kandidaten für graphematische Variation im engeren Sinne. Es verbleiben solche Strukturen, die sich nicht hinsichtlich der phonologischen Struktur unterscheiden. Damit kommen überhaupt nur Strukturen in Betracht, die hinsichtlich Interpunktion und Spatiensetzung voneinander abweichen. Hier muss dann jeweils geklärt werden, ob a) sich die phonologische Struktur tatsächlich nicht unterscheidet (auch prosodisch nicht) und ob b) Bedeutungsstruktur und kategoriale Struktur ebenfalls nicht variieren. Nur dann liegt eine Instanz von graphematischer Variation im engeren Sinne vor.

- (3) a. *Peter hofft, den Kuchen essen zu dürfen. – Peter hofft den Kuchen essen zu dürfen.*
 b. *Ich rate, ihm schnell zu helfen – Ich rate ihm, schnell zu helfen.*

In (3a) sind phonologische Struktur, Bedeutungsstruktur und kategoriale Struktur gleich; es handelt sich also um rein graphematische Variation. In (3b) ist das nicht der Fall, hier kovariiert die graphematische Struktur mit der Bedeutungsstruktur, der kategorialen Struktur sowie (zumindest in *careful speech* im Sinne von Labov 1972) der phonologischen Struktur. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass es Fälle mit unklaren Variationsverhältnissen in der kategorialen Struktur gibt, es also nicht geklärt werden kann, ob die Varianten sich in ihrer kategorialen Struktur unterscheiden.

4. Variation und die Norm

Graphematische Variation kann also – wie gezeigt wurde – mit Bezug auf Invariation auf den übrigen Ebenen definiert werden. Sie ist damit vergleichbar mit freier Variation in der Phonologie und der Morphologie. Hier ist allerdings ein entscheidender Unterschied festzuhalten: Graphematische Variation unterliegt der Norm, der kodifizierten, explizit normierten Orthographie. Das ist in der Phonologie nur marginal der Fall. Die Orthoepie hat nicht annähernd dieselbe Wirkmächtigkeit auf das Gesprochene wie die Orthographie auf das Geschriebene (vgl. z. B. Auer 1997).

Zur genaueren Beschreibung der Verhältnisse bietet sich die von Kohrt (1987: 326ff.) vorgeschlagene Terminologie an: Kodifizierte Normen sind externe Normen. Der Platz dieser Art Normen ist in Regelwerken und Wörterlisten. Im Gegensatz dazu sind interne Normen mentale Repräsentationen, aus dem Gebrauch implizit gewonnene Regeln (ebd.: 331). Beide sind nun wechselseitig aufeinander bezogen: Interne Normen können expliziert werden zu Beschreibungen der Norm, die wiederum präskriptiv gewendet in externe Normen umgewandelt werden können. Interne Normen sind in dieser Hinsicht externen Normen gegenüber primär. Umgekehrt aber können externe Normen „verinnerlicht“ werden und so zu internen Normen werden (ebd.: 341). Im Gebrauch, so Kohrt, sind beide nicht auseinanderzuhalten: Man sieht es schriftlichen Äußerungen nicht an, „ob sie sich einer bewußten oder unbewußten